

Der Tag, an dem ein Brett aus dem Regal kippte

Was man hat, hat man. So wird jedenfalls immer wieder behauptet. Natürlich stimmt das nicht. Nicht nur, weil, was man hat, unversehens wieder aus Blick und Besitz verschwinden kann. Etwa, weil man es verliert. Oder weil es geklaut wird. Oder gar aufgegessen. Oder – auch das kommt vor – weil es ganz einfach kaputtgeht. Was man hat, hat man auch deshalb nicht einfach so, weil man alles, was man hat, auf eine ganz bestimmte Weise hat. Das eine liegt sträflich unbeachtet an seinem Plätzchen und wird erst dann mit Aufmerksamkeit beehrt, wenn es dort plötzlich nicht mehr ist. Das andere kriegt täglich seine kleine Portion Verachtung, ohne dass dies je einmal ernsthafte Entsorgungsfolgen hätte. Wiederum anderes wird innigst geliebt und gehätschelt und aus welchen Gründen auch immer zu einem kleinen Heiligtum erklärt. So zum Beispiel meine Rotweingläser. Die antiken. Die Trouvaillen aus der Vitrine im Brockenhaus. Die mit dem Goldrand, dem zarten Rosa und den weißen Schnörkeln. Handgemalt, versteht sich. Und erst die Form. Etwas verträumt. Verführerisch. Apart. Ich liebe sie heiss.

So sehr, dass, als ich mich mit meinem Liebsten im selben Hausstand zusammentat, mir bange wurde. Die Effizienz meines neuen Haushaltgenossen in Sachen Abwasch war stadtbekannt. Beim Spülen von Gläsern galt er als rekordverdächtig. Die Hälfte der zerbrechlichen Becher, der zarten Kelche lande direkt im Altglas, so warnten mich vertraute Zeugen. Als Scherbenhäufchen, mindestens zweigeteilt, meist Hunderte von Splittern. Grund genug also, mich vorzusehen. Die Gläser, die einen, die bestimmten, die eben beschriebenen, die galt es zu retten. In weiches Seidenpapier gewickelt, zogen sie um, in mein Büro, ins weisse Regal, neben den lichten Kristall und die angefangene Flasche Sherry. Da kokettierten sie in ihrer verspielten Grazie mit jedem, mit jeder, die nur wollte. Zum Beispiel mit mir.

Bis zum bösen Tag X. Nein, es war kein Freitag, kein Dreizehnter. Keine schwarze Katze lief mir über den Weg, und auch sonst

Man hat, was man hat



war ich von Unglücksboten verschont geblieben. Völlig ahnungslos kam ich ins Büro. Plapperte ein munteres «Guten Morgen» durch die Tür meiner Kollegin, stellte die Tasche auf den Boden, schielte auf den Telefonbeantworter – blinkte das rote Licht oder nicht? –, und dann erst fiel es mir auf. Dass hier einiges nicht mehr stimmte. Dass hier einiges mehr los war, als es eigentlich sollte. Bretter lagen, statt ordentlich im Regal, kreuz und quer auf Pult und Boden und über dem Drucker. Drunter und drüber die Bücher, mit flatternden Seiten. Und überall verstreut die schwarzen Pappbuchstaben aus meinem Lesekästchen, eine Reliquie aus frühen Schultagen, ebenfalls eines meiner bestgehüteten Heiligtümer. Das andere dann sah ich erst allmählich und ganz zuletzt. Fein verstreut lagen sie, geradezu diskret, fast als ob sie wüssten, was sie mir antun: Rosa schimmernde und goldrandige und weiss bemalte Scherben. Lange habe ich sie angesehen. Lange. Vergass dabei meine Fallanalyse, wie es denn möglich war, dass das eine Brett aus dem Regal kippte, die anderen zwei mitriss und mit ihnen die Bücher und den Sherry und das Setzkästli und dann natürlich auch die Gläser. Ich starrte in die Scherben hinein und war ein wenig traurig. Wie man halt traurig ist, wenn man loslassen muss, was man nicht hergeben will.

Erst später dann entdeckte ich es. Als ich alles schon aufgeräumt hatte. Das Brett war geflickt, die Bücher standen wie zuvor, Sherry und Kristall ebenso. Selbst die Schmuttelbuchstaben meiner Erstlesezeit lagen wieder alphabetisch ordentlich im Kästchen. Als ich den Papierkorb bewegte, klirrte es leise. Ich wusste sofort, was das war. So weit also war es gerollt. In die andere Ecke des Zimmers. Und hatte den Sturz heil überstanden. Da war einzig die Schramme. Doch die hatte es schon vor meiner Zeit.

Ich habe das Glas mit nach Hause genommen. Mein Liebster gibt sich alle erdenkliche Mühe. Man hat, was man hat.

Lisbeth Herger